

Region

Schwache unterstützen oder Starke fördern?

Was Schule leisten soll Nach den durchgezogenen Pisa-Ergebnissen stellt sich die Grundsatzfrage: Was ist eigentlich die Hauptaufgabe der Schule?

Mirjam Comtesse

Die Drittklässlerinnen und Drittklässler an einer Schule im Kanton Bern haben Mathematikunterricht. Ein Junge schaut aus dem Fenster. Als die Lehrerin ihn fragt, wie viel fünf mal fünf ergebe, reagiert er kaum. Seine Pultnachbarin verdreht die Augen: «Fünfundzwanzig», sagt sie laut. «Sehr gut, ich habe aber nicht dich gefragt», meint die Lehrerin. Das Mädchen seufzt. Sie langweilt sich offensichtlich.

Die Situation ist typisch für verschiedene Schulstufen: Manche Kinder beherrschen den Stoff nahezu perfekt, andere tun sich schon mit den Grundanforderungen schwer. Mittendrin stehen die Lehrpersonen, die allen gerecht werden sollen. Oft fehlen die Fachpersonen wie Heilpädagoginnen oder Logopädinnen, die sie unterstützen könnten.

Die jüngsten Pisa-Ergebnisse haben gezeigt, dass die Schere weiter aufgeht. Im Schnitt haben Schweizer Jugendliche in Deutsch und Mathematik zwar gut abgeschnitten. Gestiegen ist aber der Anteil derer, die Mühe haben, selbst einfache Aufgaben zu lösen oder einfache Texte zu verstehen.

Worauf sollen sich Lehrerinnen und Lehrer nun konzentrieren? Das Maximum aus den Blitzgescheiten herauszuholen oder den weniger Begabten zu helfen, auf ein Niveau zu kommen, dank dem sie später als Erwachsene ihren Alltag bewältigen können? Das sind die Antworten aus den Perspektiven einer Elternvertreterin, eines Bildungsökonom, einer Expertin für Inklusion und eines Lehrergewerkschafters.

— Elternvertreterin: Kinder sollen vor allem

Sozialkompetenz lernen
Gabriela Heimgartner ist Präsidentin des Vereins Schule und Elternhaus Schweiz. Sie sagt: «Die Aufgabe der Schule ist es, Schülerinnen und Schüler zu Selbstständigkeit, Selbstwirksamkeit und gesundem Verhalten zu befähigen. Sie sollen sich so entwickeln können, dass sie sozialkompetente Mitglieder der Gesellschaft werden.»



Erstklässlerinnen und Erstklässler üben schreiben. Einige kennen alle Buchstaben, bei anderen ist das Interesse kaum geweckt. Foto: Keystone

Sozialkompetenz lernt nur, wer mit Menschen mit unterschiedlichsten Fähigkeiten und Hintergründen interagiert. Das spricht also dafür, alle Schülerinnen und Schüler möglichst gemeinsam zu unterrichten.

Damit das funktionieren kann, sieht Gabriela Heimgartner auch die Eltern in der Pflicht: «Die Schnittmenge von Erziehung und Bildung ist sehr gross.» Deshalb müssten die Schulen noch stärker mit Eltern und auch mit ausserschulischen Bildungsangeboten zusammenarbeiten. Dasselbe gelte bei der Chancengerechtigkeit: «Da nicht alle

Kinder die gleichen Startbedingungen haben, sind wir verpflichtet, für einen Ausgleich zu sorgen.» Das könne nicht die Schule allein leisten. Es brauche neben integrativer Förderung in der Klasse auch Angebote wie frühe Unterstützung von Familien und Elternbildung.

— Bildungsökonom: Kinder sollen fit für Demokratie und Arbeitsmarkt werden

Stefan Wolter ist Professor für Bildungsökonomie an der Universität Bern. Seiner Meinung nach besteht die Hauptaufgabe der Schule darin, Menschen mündig, «das heisst selbstständig, urteils- und handlungsfähig», zu machen. Der rasante technologische Wandel führe

dazu, dass die Schulen immer wieder neu beantworten müssten, wie sie diese Ziele erreichten.

Er erklärt, wieso er genau diese drei Fähigkeiten für essenziell erachtet: «Urteilsfähigkeit ist die Grundbedingung für die Demokratie und eine der Grundbedingungen dafür, dass Menschen in sozialen Gruppen friedlich zusammenleben können.» Wer nicht urteilsfähig sei, lasse sich zum Beispiel leicht von Populistinnen und Populisten blenden.

Auch Selbstständigkeit und Handlungsfähigkeit seien unabhängig, sagt Stefan Wolter. «Wenn ein Mensch nicht dazu befähigt wird, sich selbst die wirtschaftlichen Grundlagen sei-

nes Überlebens zu erarbeiten, dann kann sie oder er keinen Beitrag zur Gesellschaft leisten.» Denn wer finanziell abhängig ist, kann nur begrenzt selbstständige Entscheidungen treffen.

— Expertin für Inklusion: Kinder sollen auf lebenslanges Lernen vorbereitet werden

«Eine gute Schule für alle hat die Aufgabe, Kompetenzen zu vermitteln und gleichzeitig die soziale Integration zu fördern sowie die Schülerinnen und Schüler auf gesellschaftliche Herausforderungen vorzubereiten.» Das sagt Caroline Sahli Lozano, Leiterin des Schwerpunktprogramms Inklusive Bildung der Pädagogischen Hochschule Bern.

Die Reduktion von Bildungungleichheiten ist ihr ein Anliegen. Mehrere Studien belegen, dass die Selektion beim Übergang in die Oberstufe stark vom Schulort und von der sozialen Herkunft abhängt. Das führt zu einer Verstärkung von Benachteiligungen. Deshalb plädiert die Forscherin dafür, Schülerinnen und Schüler erst gegen Ende der Schulzeit in verschiedene Leistungsniveaus einzuteilen.

Hierbei sei es wichtig, die Vielfalt zu berücksichtigen. «Zum Beispiel indem Schulen auch spezifische Interessen und Stärken fördern, also individuelles und selbstgesteuertes Lernen ermöglichen», sagt Caroline Sahli Lozano. Das heisst, die Kinder sollen lernen, wie man lernt. Denn das schafft die Grundlage für ein lebenslanges Lernen, wie es heute in der Arbeitswelt praktisch überall notwendig ist.

— Lehrpersonenvertreter: Schule soll alles gleichzeitig leisten

Die Schule solle alle Kinder entsprechend ihren Möglichkeiten fördern und unterstützen, sagt Stefan Wittwer vom Berufsverband Bildung Bern. Er verweist auf das Volksschulgesetz. Dort steht unter anderem, dass die Schule bei der Erziehung unterstützt, das Wohlbefinden stärkt, das verantwortungsvolle Handeln der Schülerinnen und Schüler fördert und zugleich Kenntnisse und Fertigkeiten vermittelt.

Sein Fazit: «Die Schule hat die Aufgabe, Schülerinnen und Schüler zu mündigen Menschen zu machen.» Sie sei das Fundament für eine funktionierende Wirtschaft, Demokratie und Gemeinschaft.

Was zu tun ist, ist also klar: Die Schule muss möglichst alle Kinder dazu befähigen, ihr Leben zu meistern. Am besten macht sie das, indem sie die Schülerinnen und Schüler individuell fördert.

Doch wie genau das passieren kann und welche Talente mehr oder weniger gestärkt werden sollen – das bleibt die grosse Streitfrage.

Das sind die schlimmsten Stolperfallen

Berndeutsch Die Herausforderungen für Nicht-Bernerinnen und -Berner in der Interaktion mit Einheimischen sind gross. Eine Übersicht.

In manchen Berner Restaurants werden die Gäste mit «Sie» statt «Dir» angesprochen, damit sich niemand aus Versehen geduzt fühlt. Der Bericht dieser Zeitung darüber hat bei vielen Empörung ausgelöst – aus unterschiedlichen Gründen. Die einen fanden, dass sich Sprache nun mal wandle und man sich anpassen müsse, andere ärgerten sich über die Verhöhnung ihres Dialekts.

Sicher ist: Wer nicht in Bern geboren wurde, erlebt oft Verständigungsschwierigkeiten mit der hiesigen Bevölkerung. Das sind die typischen Fallen:

— Verwirrende Begriffe wie etwa «Chueche»

Woran denken Sie, wenn Sie das Wort «Kuchen» hören? Wahrscheinlich an Schoggikuchen oder Marmorgugelhopf. Aber da-

mit liegen Sie in Bern nicht unbedingt richtig.

Hier ist ein «Chueche» auch das, was man in anderen Deutschschweizer Regionen als Fladen oder Wähe bezeichnen würde. Wer also in einer Bäckerei einen «Öpfuchueche» bestellt, sollte nicht überrascht sein, wenn er oder sie am Ende eine Apfelwähe mit Guss in der Hand hält.

Es gibt zahlreiche Beispiele für ähnlich verwirrende Begriffe. Dazu gehört auch «glatt». Im Berndeutschen kann man das Wort sowohl für «dustig» verwenden als auch für «rutschig». Erzählen Sie mal etwa Appenzelern, dass die Strasse «glatt» war. Diese werden sich sehr über eine Strasse mit Humor wundern.

— Kindervokabular wie rätsche, lättele, chüschele

Das ultimative Berndeutsche Stahlbad durchwaten die meisten Zugezogenen spätestens dann, wenn ihre Kinder in den Kindergarten kommen. Was ein «Lüchzgi» ist, lässt sich meistens



Schweizerdeutsch- und Berndeutsch-Lehrmittel. Die Unterschiede sind gross. Foto: Frida Pastor

aus dem Zusammenhang errahnen. Es handelt sich um die Leuchtstreifen, die jüngere Kinder auf dem Schulweg tragen.

Schwieriger wird es, wenn das Mädchen erzählt, es habe «lättele» dürfen. Dass sie mit Lehm oder Knetmasse basteln durfte, liegt nicht gerade auf der Hand. «Chüschele» («flüstern») deutet zumindest lautmalerisch an, was damit gemeint ist.

Kommen wir noch zum grössten Mysterium: «rätsche». Das Wort für «petzen» erinnert an eine Ratsche, mit der man viel Lärm machen kann. Aber wie kommt man von da auf den «Rätschbäse»? Mit einem Besen hat das Verraten anderer ja nun wirklich nichts zu tun. Gut, das weiter östlich übliche «Täderlätsch» erschliesst sich einem auch nicht gerade sofort.

— Eine Lawine an Vokalen

Versuchen Sie mal als Nicht-Bernerin oder -Berner, die Wörter «äü», «E hiube Hinech» oder «Schueu» korrekt auszusprechen. Keine Chance. Das sind zu viele Vokale auf zu engem Raum. Auch beim ersten Hören ist Überforderung kaum zu vermeiden.

— Vertauschte Verben

«Ig bi blybe hocke», erzählt ein Arbeitskollege. Was ist er? Kurz die Verben in die für Ostschweizer Ohren übliche Reihenfolge setzen, dann ist alles klar: Er ist sitzen geblieben. Während die Bernerinnen und Berner sich in diesem Fall an der französischen Grammatik orientieren (Beispiel: Je suis allé nager), machen es die meisten Deutschschweizerinnen und Deutschschweizer wie die Deutschen: Zuerst kommt das Verb im

Infinitiv, dann das Partizip. Der gleiche Satz würde also weiter östlich lauten: «Ich bin sitze blibe.»

— Ungewohnte Konstruktionen

Eine Freundin erzählt, was ihre Schwägerin wieder angestellt hat. «Mym Brüetsch sy Frau», sagt sie. Wer? In Bern Ost würde man sich mit einer Dativkonstruktion behelfen: «D Frau vo mim Brüeder». Das verlangt weniger Gehirnrobotik. Was also tun, um als Zugezogene oder Bern-Besuchende möglichst viele Missverständnisse zu vermeiden? Viel zuhören, freundlich nachfragen, im Zweifelsfall erklären, was man genau meint. Mit der Zeit gehen die Begriffe und die ungewohnte Grammatik in Fleisch und Blut über.

Mirjam Comtesse